herumwirft. Doch auch er wird rasch still. Mögen diese Naturmenschen sonst keineswegs so besorgt sein, die Beute von ihren Leiden zu erlösen, — hier kann es kaum schnell genug gehen, denn solange sich ein so schwerer Fisch auf dem Eise noch zappelnd herumwirft, ist kaum damit zu rechnen, daß sich ein anderer drunten unter der lärmerfüllten Eisfläche einstellt.

Nahezu zwei Stunden lang harren wir im Zelt aus und machen reiche Beute. Dann kommen die Treiber heran, die sich nur schrittweise näherten und immer wieder stehen blieben. Vierzig Seeforellen und dreißig Lachse bilden die Beute der zwei Harpunierzelte, eine Beute, die nach unserer Schätzung ein Gewicht von zusammen nahezu fünf Zentner hat und die nun, soweit sie nicht sofort in die Kochtöpfe wandert, getrocknet und gedörrt wird.

Lange überlege ich, was die von ihren Ständen vertriebenen Fische, die sich in die Bucht flüchteten, wohl bewogen haben mag, sich fast immer nur speergerecht unter die Wasserlöcher zu stellen — bis Hornberg mich aufmerksam macht: An diesen Stellen ist die sonst von der Sonne durchleuchtete Eisfläche durch das darübergestellte Zelt abgedunkelt. Hier also muß der Fisch sich im Schutze eines Unterstandes fühlen. und so oft ich auch gesehen habe, daß die Forellen und Lachse auf ihrer Flucht vor dem Unbekannten, das da über sie hinwegtappte oder leise pochend stehen blieb, in der Nähe des Wasserloches innehielten, immer wieder ließen sie sich von der schwarzen, schattigen Deckung verlocken, die sich ihnen so unverhofft anbot. Der gleiche Instinkt, der sie sonst in dunkle Unterschlupfe, in unterhöhlte Ufer und Felslöcher trieb, bringt sie unter das Loch im Eis — in die Reichweite der Harpune.

So erweist sich dieses Verfahren der Korjaken, das wir später auch bei benachbarten Stämmen, bei Tungusen und Udeghesen beobachten, als doppelt sinnvoll erdacht: dem Fischer gibt es das Licht, dem Fisch den Schatten — und den Tod.

Der Wolkenwanderer

Eine Geschichte von Heinz Steguweit.

Eine Reihe von Jahren ist es her, da stand ein Schüler vor seinen Richtern, um sich zu verantworten. Der Knabe hieß Bruno Erwig. Von der Tat, die er begangen, sprach die ganze Stadt. Doch die Richter, von denen ich eben erzählte, hatten nichts mit der hohen Justiz zu tun; nein, diese Richter waren ein Schulrat, ein Fabrikbesitzer und ein halbes Dutzend Lehrer.

Es ging um dies: Wie hoch mußte die für Bruno Erwig fällige Strafe bemessen werden? — Der Schulrat, der den Vorsitz bei dieser Verhandlung führte, sagte: „Es ist wohl besser, der Schüler erzählt noch einmal Wort um Wort den ganzen Hergang der Geschichte!"

Also begann Bruno Erwig: „Draußen vor dem Tor, wo die bekannten Spielplätze sind, steigen Sonntags häufig große Luftballone auf. Manchmal sind es zehn, zuweilen auch weniger. Am letzten Sonntag war es nur einer, und zwar der Ballon „Hannibal" des Fabrikbesitzers Papenschneider. Ich kam gegen 11 Uhr mit meinen Kameraden auf den Platz, der Ballon war schon gefüllt, er schwankte prall und dick über den Köpfen. Rundherum hielten Pioniersoldaten in weißen Drillichanzügen das Netz fest und die Gondel. Diese Gondel war ein kleiner, eckiger Korb. An seinen Wänden hingen Uhren und sonstige Instrumente mit Ziffernblättern und Zeigern. Außen aber war dieser Korb mit Sandsäcken beschwert!"

Der Schüler Bruno Erwig machte eine Pause. Er schluckte sich die Kehle frei und schien sehr erregt, offenbar stand das Schwerste, was zu erzählen war, noch bevor. So sprach er denn weiter, indes der Lehrer, der Fabrikbesitzer Papenschneider und der Schulrat aufmerksam den Kopf stützten.

„Ja, dann ist alles so gekommen, wie es in der Zeitung stand: Da ich, des schönen Wetters wegen, keine Mütze aufhatte, sondern ein leichtes Strohhütchen, konnte mir ein plötzlicher Windstoß dieses Hütchen vom Kopfe reißen. Sie müssen wissen, mit der Mütze wäre mir das alles nicht passiert, die sitzt viel fester als ein Strohhut!"

„Schon recht. Aber weiter, Bruno Erwig, erzähl' doch weiter!"

„Ich sah, wie der Hut in den Korb vom Ballon geweht wurde. Meine Mutter ist arm, ist Witwe, ich mußte unbedingt den Hut retten. Die Soldaten lachten mich aus, sagten, sie müßten das Netz und die Stricke festhalten, ich sollte mir schon selber helfen. Da drängte ich mich rasch vorbei, stieg in den Korb, bückte mich, griff nach dem Hütchen ..."

„Und dann ...?"

„Dann kam ein neuer Windstoß, ein viel stärkerer als der erste, ein ganz schrecklicher Windstoß. Der Ballon wurde wohl fünf Meter hochgerissen, die Pioniere ließen los, stürzten zur Erde. Ich aber flog davon. Die Menschen schrien, alles raste durcheinander, vor meinen Augen entfernte sich der Erdboden immer schneller, immer hastiger. Bald sah der Platz vor dem Tor wie ein wimmelnder Ameisenhaufen aus, der gewaltige Rhein strömte nicht mehr, er rieselte nur noch — mir klopfte das Herz, als hätte ich Angst!"

„Sicher hattest du Angst, Bruno Erwig!"

„Nein. Doch nicht. Mein Herz klopfte nur so wild, weil ich nicht wußte, ob das Unglück vielleicht durch meine Schuld geschehen sei. Aber Angst hatte ich nicht, ich hielt mir nur den Kopf fest, um mich sammeln zu können: Ich wußte, solange ich den Rhein sah, die vertrauten Wälder und Dörfer, solange kannte ich mich aus und brauchte nichts zu fürchten. Ganz ruhig war ich. Weinen oder schreien hatte keinen Zweck, wer sollte es auch hören? Ich dachte ans Beten, schob es aber auf bis später, denn in der höchsten Not war es zunächst wichtiger, daß ich fest zupackte!"

„Und du warst überhaupt nicht nervös, Bruno Erwig? Auf Ehren und Gewissen, sei aufrichtig, Junge!"

„Ich gebe zu: Meine Knie zitterten, ich tat aber so, als merkte ich es nicht. Das kann man nämlich so einrichten, wenn man unbedingt will. Ich machte mir den Kopf ganz kühl und die Gedanken ganz frei. Das mußte schnell geschehen, wenn ich auch die Ruhe zu bewahren hatte!"

„Und was tatest du, Bruno Erwig? Du warst doch mindestens tausend Meter hoch, wie Herr Papenschneider als erfahrener Ballonsportler soeben sagte."

„Was ich tat? Jahrelang und von früher Kindheit an war ich Sonntags morgens immer zu den Ballonaufstiegen gegangen. Mein Vater, der damals noch lebte, nahm mich dann bei der Hand und erklärte mir auf das genaueste: Die rote Kordel, das ist die Reißleine, Bruno! So hatte er immer gesagt. Mir fiel das ein, als ich ganz kühl, ganz ruhig und mutig geworden war. Eine Reißleine kann nur zum Reißen da sein, dachte ich. Also riß ich mit ganzer Kraft an der roten Kordel!"

„Das war über den Bergen des Westerwaldes ...?"

„Ja. Unter mir lagen Kornfelder und Waldungen. Als der Ballon dann auf die Erde schlug, mitten in einen Rübenacker, sprang ich schleunigst aus dem Korb und verstauchte mir das Bein. Nach einer Stunde kam das Auto von Herrn Papenschneider."

Es wurde sehr still im Amtszimmer der Lehrer. Bis der Schulrat zu dem Fabrikbesitzer Papenschneider sagte: „Tja. Hm. Und sie meinten doch, der Bengel müßte bestraft werden? Warum denn, Herr Papenschneider, warum denn ...?"

„Weil er unbefugterweise in meinen Ballonkorb kletterte! Jaaa, meine Herren, jaaa, denken Sie das Schrecklichste nur aus, wenn der Ballon ‚Hannibal' nebst seinem Insassen nie mehr wiedergekommen wäre! Waaas dann ..."

„Aber er ist doch akkurat und genau durch den Insassen wiedergekommen, Herr Papenschneider. Und ich bin mir mit meinen Kollegen darüber klar, daß Sie dem tapferen Jungen einen Bergelohn zahlen könnten. Immerhin sind Sie ein reicher Mann, die Mutter Bruno Erwigs aber ist eine arme Witwe ...!"

Abends brachte der Schüler seiner Mutter bare hundert Mark nach Hause. Die Nachbarschaft machte große Augen, in der Stadt hatte man seinen Spaß.

Mutter Erwig umarmte ihren einzigen Sohn: „Mein lieber Bruno, eins möchte ich endlich doch mal wissen ..."

„Was denn, Mutter?"

„Wo hast du nur den Strohhut?"

Der Knabe erschrak, biß sich auf den Nagel: „Ach, nun habe ich den im Ballonkorb liegenlassen!"

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr 53 | **9. Juli 1938** | **12. Jahrgang**

„Hotel zu den Domspatzen"

Roman von Wolfgang Marken

Korrespondenz-Verlag Fritz Mardicke, Leipzig C 1

5)

Dann drückte er Quentners Rechte und bat: „Quentner ... tun Sie's mir zuliebe! Holen Sie ... Richards Frau zurück! Und Richards Sohn! Wo sind sie? Sie müssen es wissen?"

„Drüben ... im Hotel zu den Domspatzen!"

„Bei den ... Domspatzen!"

„Ja, aber ... Sie müssen selber zu ihr gehen, Herr Geheimrat! Der Luigi wartet noch draußen! Fahren Sie hinüber zu ihr und sprechen Sie mit ihr! Auf mich hört sie net! Ganz gewiß net, Herr Geheimrat!"

„Ja ... selber! Ja, ich geh selber! Aber ... warum ... sagen Sie es mir, Quentner ... warum ... hab ich nie erfahren dürfen, daß sie der Richard geheiratet hat ... ehe er damals hinauszog. Warum? Und warum ist sie nie ... mit Richards Sohn zu mir gekommen: Warum nicht?"

Hilflos zuckte Quentner die Achseln.

„Ich mein ... sie wird ... Angst gehabt haben!"

„Angst ... vor mir hat ... keiner Angst gehabt!"

„Doch!" Der Quentner wollte es nicht sagen, es war grausam, aber ihm war zumute, als zwinge ihn eine höhere Macht dazu, es auszusprechen. „Doch, haben ... alle schon Angst gehabt! Früher ... da ... ich mein nur so!"

„Wie meinst du!" drängte Kahr.

„Ich mein ... der Herr Maximilian ... und der Herr Otto ... ja ... ja ... die haben immer Angst gehabt! Weil sie doch soviel Respekt hatten ... vor dem Herrn Geheimrat ... und ... drum haben sie Angst gehabt!"

Kahr empfand plötzlich einen bitteren Geschmack im Munde, ein Druck auf das Herz quälte ihn.

„Angst ... vor mir ... Angst?" sagte er kopfschüttelnd. „Ich hab's doch ... nur ... gut mit ihnen ... gemeint!"

Dann erhob er sich verwirrt. Er taumelte.

„Es geht noch net, Herr Geheimrat!"

„Es geht!" stieß der alte Mann heftig hervor, ging zum Arzneienschrank und nahm eine Tablette. „Gleich ... wird's wieder gehen."

* * *

Robert von Kahr steht Frau Anna gegenüber. Er schaut sie unverwandt an und seine Lippen sind trocken und zittern.

Und er sieht, wie schön seines jüngsten Sohnes Frau ist. Er blickt in zwei klare, kraftvolle Augen, in deren Grunde der Schmerz lebt.

„Sie wollten mich sprechen, Herr Geheimrat?"

„Ja ... ich ... ich wollt ... Sie holen! Und ... meinen Enkel, Frau Anna. Ich kann's noch nicht fassen ... ich denk immer ... ist es wahr? Aber ... als ich vorhin den Buben sah ... ja ... ja ... so hat der Richard ausgesehen, als er ein Kind war. Aber ... warum haben ... warum sind Sie nie gekommen! Wußten Sie nicht ... daß ich ... fünf ... fünf Söhne, daß ich alles hingegeben habe! Und da brachten Sie mir nicht den Enkel, das einzige ...! Da kamen Sie nicht ... und rissen mich aus dieser Qual der Jahre!"

Unbeweglich ist das Gesicht Frau Annas. Wie eine Marmorstatue schaut sie aus. Jeder Tropfen Blut ist aus ihrem Gesicht gewichen, als sie den Vorwurf hört.

„Warum sind Sie nicht gekommen?"

Ein Schrei der Qual ist es, der jetzt an ihr Herz schlägt. Erbarmen will in ihr erwachen, aber da denkt sie an die Vergangenheit und denkt an die Zeit, da der Gatte noch lebte, da er litt unter der maßlos herrschsüchtigen Art des Vaters.

Und ihr Herz wird hart.

„Ich bin nicht gekommen, weil ich nicht wollte ... daß es meinem Bertl genau so einst geht ... wie es ... Ihren Söhnen gegangen ist!"

Er starrt sie an, verwundert und doch voll Angst. Er begreift ihre Worte nicht, aber er fürchtet sich vor dem Kommenden.

„Wie ist es ... meinen Söhnen ergangen?"

„Schlecht ... bitterschlecht!" bricht's aus ihr. Was jahrelang unausgesprochen ihr Herz gequält hat, jetzt macht es sich einmal Luft. „Wissen Sie denn nicht, wie Ihre Söhne unter Ihnen gelitten haben? Wissen Sie denn nicht, daß jeder seinen Weg frei gehen wollte, daß sie alle ... in Ihrem Schatten lebten, auf Ihr Kommando hören mußten, daß ihnen das Köstlichste fehlte! Die Selbstbestimmung des freien Menschen? Wissen Sie nicht mehr, wie Sie Richard gequält

haben, wie Sie ihn in einen Beruf zwangen, den er hochachtete, dem er aber seelisch nicht gewachsen war, denn er war nie so robust ... wie Sie, Herr Geheimrat! Wissen Sie, daß ich Richard ... davon abhielt, daß er sein armes Leben wegwarf, daß ich ihn vor der schlimmsten Sünde, vor dem Selbstmord bewahrte?"

Der Hüne zittert unter ihren Worten, er hält sich krampfhaft am Tisch fest und setzt mehrmals an zu sprechen.

Was hat die Frau gesagt?

Er hat seine Söhne gequält?

Und schon spricht sie weiter. „Und jetzt ... kommen Sie ... und fassen nach dem Bertl, nach Richards Sohn! Und ich gebe ihn nicht her! Ich will, daß er glücklich bleibt, daß die Sonne seiner Kindheit ihm restlos scheint! Ich will nicht ... daß er einmal unter Ihnen leidet ... so bitter leidet ... wie Richard! Ich will nicht!"

Kahr will sprechen, aber er kann nicht. Annas Worte haben ihn niedergeschlagen, ihn gefällt wie einen Baum.

Er will bitten, mit heißem Herzen bitten aus der Verzweiflung seines Herzens heraus, aber er kann nicht.

Kaum einen Gedanken kann er fassen, denn mit einem Male fühlt er etwas, was ihm noch niemals in seinem Leben zum Bewußtsein gekommen ist: die Schuld!

Er weiß nichts von einer Schuld ... aber er fühlt, daß sie da war.

Frau Anna sieht ihm nach, wie er aus dem Zimmer taumelt. Sie sieht, wie er unten wie ein Automat in den Wagen steigt, sie sieht, wie der Wagen davonfährt.

Und dann ist es mit ihrer Beherrschung vorbei.

Ein heftiges Schluchzen erschüttert ihren Körper.

* * *

Der Bertl ist zum Domkantor gekommen mit einem ganz traurigen Gesicht, daß ihn der Kantor ein wenig erschrocken ansah.

„Was denn, Bertl?" fragt er gütig, und es hat zur Folge, daß der kleine Kerl in Tränen ausbricht und sich an ihn anklammert.

Dann gesteht er ihm seinen Schmerz. Mutterl weint so arg!

Der Domkantor weiß, daß der Geheimrat bei Frau Anna gewesen ist, er hat ihn gebrochen das Haus verlassen sehen und ahnt, daß das Schicksal ein hartes Wort gesprochen hat. Er erhebt sich und sucht Frau Anna auf.

Er findet sie weinend am Fenster stehen.

Als sie ihn sieht, wird sie ruhiger und trocknet schnell die Tränen.

„Frau Anna ... der Bertl ist unglücklich, sein Mütterchen weint! Und das veranlaßte mich, zu Ihnen zu kommen!"

„Sie ... wissen, daß Herr von Kahr bei mir war?"

„Ja! So ist's doch zu einer ... klärenden Aussprache gekommen."

„Ja ... und doch nein! Er überraschte uns, Bertl und mich, als wir seinen Park verlassen wollten. Wir kamen von Richards Grabe ... und ... wir stießen auf ihn. Und da mußte ich's ... ihm sagen! Ich wollte es nicht, aber ich fand keine Ausrede! Irgend etwas zwang mich dazu, es auszusprechen, daß ich ... seines Sohnes Frau ... daß Bertl sein Enkel ist!"

„Und ... er kam, um ...!"

„Um sein Recht ... auf den Enkel auszusprechen."

„Hat er es nicht?" fragte der Kantor ernst.

„Nein!" wehrte sie sich leidenschaftlich. „Er darf kein Recht an ihm haben! Ich will es nicht! Ich will nicht, daß der Bertl ... so unfroh wird ... wie Richard ... wie alle Söhne Kahrs. Ich will nicht ...!"

„Frau Anna", fiel ihr der Kantor jetzt ins Wort. „So geht es nicht! Sie sind im Begriff, einen Irrweg zu gehen! Ich kann nicht ermessen, wieviel Schuld auf seiner Seite liegt. Aber ... heißt es nicht ... daß wir dem Schuldigen vergeben sollen? Das dünkt mir ... als das schwerste und doch schönste Gebot der Menschheit! Sie sind eine Frau! Eine Frau muß vergeben können! Denken Sie doch daran, daß alle Güte dieser Welt von der Frau kommt. Die Mütter geben sie ihren Kindern mit, die Frauen schenken sie den Männern. Und Sie dürfen nicht kleiner sein!"

Lange sprachen sie zusammen, und zum ersten Male schüttete Frau Anna einem Menschen ihr Herz aus.

Als sie der Kantor verließ, da war das Eis noch nicht geschmolzen. Aber er spürte, daß es langsam zu schmelzen begann.

* * *

Anton Quentner erschrak, als er seinen Herrn wiedersah. Er sah, wie er sich mühsam ins Haus schleppte und wie er an der Tür seines Schlafzimmers zusammenbrach.

Er rief nach Luigi, und gemeinsam brachten sie den Hünen zu Bett.

Anton Quentner sah, daß er ohnmächtig war, er wusch ihm das Antlitz und rieb ihm die Stirn mit Kölnisch Wasser ein, daß er wieder zu sich käme.

Und das trat bald ein. Als Kahr aber die Augen aufschlug, da starrte er Anton an wie einen Fremden.

„Herr Geheimrat ... Sie sind krank ... soll ich ...!"

Kahr richtete sich mühsam im Bett auf und faßte nach Antons Hand.

„Quentner ... Sie ... Sie waren ... doch schon bei mir ... als ... als unsere Söhne ... noch lebten!"

„Ja, Herr Geheimrat! Ich habe sie doch mit heranwachsen sehen!"

„Quentner ... Sie ... Sie müssen jetzt ... ehrlich zu mir sein! Hören Sie, Quentner ... ganz ehrlich! Sie müssen mir die Wahrheit sagen! Ich war drüben ... drüben bei ... bei Richards Frau. Ich ... ich wollt sie bitten ... daß sie ... mit meinem Enkel ... mit meinem Enkel, Quentner ... daß sie zu mir kommen, alle beide! Aber ... sie ... kommt nicht! Sie hat mir gesagt ... meine Söhne ... meine Kinder ... ich ... Quentner ... sagen Sie mir die Wahrheit ... bin ich schlecht zu meinen Söhnen gewesen? Quentner ... haben sie ... unter mir gelitten!"

Der alte Diener zitterte, er kämpfte mit sich, er wagte das Bittere nicht auszusprechen, das er wußte.

Aber der Geheimrat sah es ihm an.

„Nicht lügen ... ich ... ich will's wissen ... ich ... will ... die Wahrheit wissen!"

Kahr schrie Anton an. Seine Augen waren weit aufgerissen.

„Herr Geheimrat", begann der alte Quentner leise zu sprechen. „Sie ... haben es Ihren Söhnen nicht leicht gemacht! Sie waren gewöhnt zu befehlen ... und haben auch Ihren Jungen ... befohlen. Und es ist ihnen manchmal ... schwer gefallen, das Gehorchen, weil ihre Wünsche so ganz anders gingen."

Kahr nickte wie ein Automat. „Weiter, Quentner ... alles ... alles sagen!"

„Sie verlangten von Ihren Söhnen ... daß sie alle Ärzte würden. Der Martin, der Älteste, der wollte Arzt werden ... der ja ... und der Rudolf auch! Aber sie wollten ... nicht neben Ihnen schaffen!"

„Sie wollten nicht ... neben mir schaffen?" wiederholte Kahr tonlos.

„Sie wollten frei schaffen können, nicht in Ihrem Schatten. Sie wollten nicht Söhne eines berühmten Vaters sein! Sie wollten aus eigener Kraft aufbauen! Der Henner ... und der Alfred ... und vor allen Dingen ... der Richard ... die wollten ... nicht Arzt werden!"

„Nicht ... Arzt?"

„Nein ...!"

„Was wollte ... der Richard werden?"

Quentner zögerte einen Augenblick, dann sagte er leise: „Ein ... Dichter! Das ... wollte er werden ... über was ... Sie so gespottet haben! Wissen Sie noch ... als Sie damals seine Schulsachen durchsahen und die Gedichte fanden ... die er einst geschrieben hatte! Als Unterprimaner? Wie sind Sie damals mit ihm ins Gericht gegangen ... und wie hat er darunter gelitten."

Der bärtige Kopf des Geheimrats sank förmlich nieder.

„Ein ... Dichter?" Wie etwas Unbegreifliches schien's ihm jetzt, als er es aussprach. „Und ich ... ich ... ich habe ihn ausgespottet!"

„Ja! Sie meinten es gewiß nicht böse, Herr Geheimrat, aber ... er war ein junger Mensch, einer, der erst wurde ... und junge Menschen sind wie ... Rohr im Winde. Geht man nicht behutsam mit ihnen um, dann ... können sie zugrunde gehen!"

Der alte Arzt sagte nichts mehr.

Und er fragte auch nicht mehr, und als Quentner wieder das Wort an ihn richtete, da winkte er ab.

Er wollte allein sein.

* * *

Eine Stunde später stand Quentner verzweifelt in der Diele und wußte sich keinen Rat. Luigi Habbel, der Chauffeur, schüttelte erstaunt den Kopf.

„Was hast denn, Quentner? Machst ein Gesicht, als ... wenn der Leibhaftige bei dir stünd! Geht's dem Herrn net gut? Was ist denn überhaupt mit dem Herrn?"

„Krank ist er und hat Fieber! Und so ... so ... fremd sieht er mich an! Und er redt ... tolles Zeug, was ich nicht verstehen kann!"

„Soll ich an Doktor für unsern Doktor holen?" fragte der Luigi und lachte über sein Wortspiel.

Quentner schüttelte den Kopf.

Ihm war ein Gedanke gekommen. Er mußte etwas tun! Es ging so nicht weiter. Er ahnte, was geschehen war, ahnte, daß ihm Frau Anna die Schuld ins Gesicht geschrien hatte.

(Fortsetzung folgt)

Harpunenfischer

Ein Erlebnis von Joseph M. Velter.

Seit zehn Tagen hausten wir, mein Freund F. W. v. Hornberg und ich, nun schon in einer aus drei großen Jurten bestehenden Korjakensiedlung am Ufer der Pentschina, kaum dreißig Werst von deren Mündung in die Penbucht entfernt. Südlich der Siedlung zog sich ein langgestreckter See hin, der den Anschein erweckte, als habe er vor Zeiten mit dem Fluß in Verbindung gestanden. Fern im Westen, jenseits eines leeren Tundrengebietes, das sich hinter der Siedlung fast unabsehbar ausdehnte, schimmerten an klaren Tagen die Ausläufer der Kamenny-Berge weißverschneit im Lichte der Sonne.

Nach einem eisigen Winter war der Mai gekommen. Hier oben aber spürte man noch nicht viel davon, obwohl wir uns schon dem Ende des Monats näherten. Der Schnee der Niederung war zum größten Teil verschwunden, ohne daß wir eine eigentliche Schneeschmelze erlebt hatten — die stand mit donnernden Hochwassern und tobendem Eisgang vom Stanowoj her noch bevor. Aber die Pentschina trug immer noch eine starre Eisdecke, ebenso der nahe See. Nur an wärmeren Tagen, wenn die Sonne aus einem seidig blauen Himmel niederleuchtete, bildeten sich spiegelnde Wasserlachen. Doch gegen Abend froren sie alle wieder zu.

Um so erstaunter war ich daher, als Palgan, der Korjake, in dessen Jurte wir hausten, uns eines schönen Morgens erklärte, heute gegen Mittag gehe es auf den See zum Fischstechen. Ob wir nicht Lust hätten, mitzutun.

Wir schüttelten den Kopf. Fischstechen? Im See — und heute, bei hellichtem Tage? Wohl hatten wir in den Jurten unserer Gastgeber eine Anzahl mehrzinkiger Harpunen an langen Stoßzangen gesehen, wie wir sie vom Kan und von der Lena her kannten. Auch dort wurden sie zum Fischstechen benutzt, jedoch nur bei Nacht, wenn es gelang, die Tiere durch das Licht heller Fackeln zu den Wasserlöchern im Eis zu locken. Palgan aber sprach davon, heute, an einem klaren, übersonnten Tage zum Fischstechen zu gehen. Natürlich sagten wir zu, jetzt schon überzeugt davon, daß uns hier eine neue und vielleicht überraschende Erfahrung bevorstand.

Den Vormittag benutzten Hornberg und ich noch zu einer Streife durch das niedrige Buschwerk am Flußufer, wo wir Enten zu finden hofften. Von dort aus aber sahen wir drei Korjaken seewärts ziehen und Löcher ins Eis schlagen. Nicht wenig überrascht waren wir indes, als wir zu den Jurten zurückkehrten und dort die Frauen damit beschäftigt fanden, zwei aus Renntier- und Hundefellen zusammengenähte Lederzelte auf ihren Zustand zu prüfen und da und dort mit starken Nadeln und dünnen Sehnen zu dichten. Das Ganze lief also doch wohl darauf hinaus, daß wir die Nacht am Ufer oder gar auf dem Eis des Sees in den Zelten verbringen würden, um beim Schein der Fackeln die von dem magischen Licht angezogenen Lachse zu stechen.

Gegen elf Uhr brachen die Fischer indes schon auf. Die ganze Siedlung war auf den Beinen, Männer, Frauen und Kinder. Mit fröhlichem Lärm zog der Schwarm seewärts. Aber nur zwei der Korjaken trugen Fischspeere, während die anderen schwere Knüppel geschultert hatten und die Frauen die beiden Zelte schleppten.

Eine Viertelstunde später standen wir am Ufer der schmalen Bucht. Hier blieben die beiden Speerträger zurück. Die Frauen legten die Zelte am Ufer nieder — und dann zog die ganze Gesellschaft längs des Ufers weiter.

Jetzt erst hörten wir von unseren beiden zurückgebliebenen Begleitern, daß es unsere nächste Aufgabe sei, die Lederzelte auf dem See aufzuschlagen, und zwar über den Löchern, die sie heute morgen ins Eis geschlagen hatten. Wir packten zu, mit jedem Augenblick gespannter, wohin diese uns noch keineswegs einleuchtenden Maßnahmen führen sollten. Bald aber, als die Zelte standen und ich mit Palgan in einem von ihnen am Rande des Eisloches kauerte, während Hornberg mit dem zweiten Korjaken in dem anderen Zelt verschwunden war, konnte ich mich nur noch wundern über die Erfindungsgabe dieser Naturmenschen.

Es ist bekannt, daß man selbst an hellen Tagen aus der Tiefe eines dunklen Brunnens die Sterne zu sehen vermag. Nun, wir saßen unter dem völlig lichtdicht abschließenden Zelt im Dunkel — unter uns aber lag das Wasser lichtdurchflutet und klar bis zum Grunde, der sich in einer Tiefe von vielleicht anderthalb Meter unter uns hinzog.

Da, jetzt tauchen Fische zwischen den Wasserpflanzen auf, eine Schule handlanger Mukjuns scheint es zu sein. Sie ziehen spielend hin und her und gleiten dann langsam gerade unter uns hin. Plötzlich aber schießen sie wie blitzende Striche davon. Gleichzeitig höre ich von fernher dumpfe Schläge erklingen, ein helles Krachen läuft durch das Eis. Der eben noch unbewegte, klare Wasserspiegel des Loches vor uns zerbricht. Die hellen Kiesel am Grunde scheinen zu zerfließen. Bald indes beruhigt sich die Wasserfläche wieder. Die starken Schläge, die der Schwarm der Treiber eben gegen das Eis führte, waren sichtlich das Zeichen für den Beginn ihrer Arbeit. Jetzt klingen nur noch schwache Laute herüber, die sich langsam nähern und oft verstummen.

Palgan, der am Rand des Eisloches kniet, hat die Harpune mit ihrer dreifachen, widerhakenstarrenden Spitze in der Hand und hält sie stoßbereit. Meine Augen, die sich an das Dunkel im Zelt gewöhnt haben, suchen sein junges, braunes Gesicht, über dessen Schläfen unter der Fellmütze zottig das straffe, schwarze Haar hervorquillt. In seine Züge ist ein lauernder Ausdruck gekommen, jetzt spannen sie sich. Seine Augen glitzern auf wie die eines Raubtiers, und ehe ich nur daran denken kann, wieder in die Tiefe zu spähen, fährt die Harpune ins Wasser. Die Flut spritzt auf — im nächsten Augenblick schon liegt gold- und silberschuppig, von schwarzen Punkten übersät, ein zappelnder Fisch von fast Armlänge vor mir: eine Seeforelle. Ich nicke sie ab und schiebe sie hinter mich, während meine Augen wieder die glasklare Tiefe suchen. Da schießt ein Taimenlachs heran. Wenige Schritte vor dem Loch verhält er, ruhig steht er da, die Kiemen atmen, die Flossen spielen, nun aber gleitet er, fast ohne Bewegung des breiten Schwanzruders, heran und stellt sich unter das Loch — jäh trifft Palgans Dreizack ihn hinter die Rückenflosse. Der Lachs mag gut und gern seine sieben Kilo wiegen. Noch bin ich dabei, ihn abzunicken, als Palgan mit rauhem Lachen wieder zugestoßen und eine neue Beute hochgerissen hat, die er mir vor die Füße wirft.

Auch vom Nachbarzelt her höre ich es plätschern, vernehme die klatschenden Laute, mit denen sich ein starker Fisch auf dem Eise